

Jetzt, in *Transit*, ist Faye zurück in London. Sie kauft ein Haus und renoviert es und trifft auf Nachbarn, die sie vom ersten Moment an hassen und ihr den Tod wünschen. Ihre zwei Söhne rufen an, haben den Schlüssel zur Wohnung ihres Vaters verloren, brauchen dies und jenes, verzweifelt. Ein Schriftsteller berichtet von seinem gewalttätigen Stiefvater. Eine Studentin erkennt eine Seelenverwandtschaft mit einem ihr unbekanntem Künstler. Ein polnischer Handwerker hat zwar das Haus seines Lebens im fernen Polen für seine Familie gebaut, ist aber nie dort, da er ja in England das Geld verdient. Ein Abendessen bei Freunden missrät, als die Kinder erkennen, dass sie Küken essen müssen: „Mit tränenüberströmten Gesichtern standen sie vor ihren Tellern, und aus ihren Mündern drangen unverständliche Laute, die zu einem einzigen Protestchor zusammenflossen. Ringsum flackerten die Kerzen. Das Licht legte sich in orangefarbenen Schlieren auf die kleinen Gesichter, ließ Haare und Augen und nass glänzende Wangen leuchten. Es sah aus, als würden sie verbrennen.“

Und wieder: Um die Handlung, das karge Geschehen, geht es nicht. Faye (die in beiden Büchern nur einmal, jeweils zum Verpassen einladend beiläufig, namentlich genannt wird) tut nicht viel, erlebt nicht viel. Sie fragt nur und ist eine sanft steuernde Zuhörerin, wie eine gute Reporterin. Auch diese Gesprächspartner fassen ihr Leben zusammen und deuten es, verklären es, vernichten es. Sie wollen etwas erreichen, und darum gehen sie von der einen Ehe in die nächste oder von einem Haus ins andere, und die Wahrheit tritt ans Licht und zugleich stets die Lüge.

Faye erzählt uns in indirekter Rede, was ihr erzählt wurde, fühlt mit und spottet sanft. Erneut erfahren wir durch ihre Berichte manches über ihre Haltung und anderes nur am Rande, hier ein Detail über die Erzählerin und 40 Seiten später



**Rachel Cusk:**  
*Transit*. Aus dem Englischen von Eva Bonné.  
Suhrkamp; 238  
Seiten; 20 Euro.

ein anderes, doch wir erfahren, was Verwundungen aus Menschen machen. Wie die Menschen kämpfen. Wie sie die Muster ihres Lebens erkennen und dann doch wiederholen. Wie sie sich nach Liebe, Freundschaft und danach sehnen, endlich verstanden zu werden. Freie Menschen, die sich unbedingt verändern möchten und alle Möglichkeiten dazu haben und sich trotzdem erneut in Gefangenschaft begeben. Nach einer Trennung tröstet eine Freundin die andere: „Es muss richtig gewesen sein, sonst hättest du es nicht getan.“ Sie wisse gar nicht, was sie eigentlich getan habe, antwortet die Getrennte. War nicht alles Zufall, alles Schicksal?

Die Form dieser zwei Bücher ist gewagt: ihre Erzähltechnik und ihre Struktur. Eine derart unscharf gezeichnete, derart passive Hauptfigur gab es in der Literatur noch nicht. Diese Hauptfigur ist nicht das Zentrum der Geschichte, wir lernen

## Und so treffen wir all die Menschen, die ähnlich auf der Suche sind wie wir.

ihre Gefühle und Gedanken selten kennen, auch optisch oder physisch tritt sie kaum auf. Die einzige Figur in diesem Roman, der niemand zuhört, ist die Hauptfigur, und als sie ihrer Freundin Amanda dann doch einmal etwas Bedeutungsvolles sagt, verpasst ausgerechnet die deutsche Übersetzerin die Tiefe dieses Satzes. Das reiche Original: „I said a lot of people spent their lives trying to make things last as a way of avoiding asking themselves whether those things were what they really wanted.“ Das plumpe Pendant: „Ich sagte, viele Menschen würden ihr Leben mit Durchhalten verbringen, nur um sich nicht fragen zu müssen, was sie eigentlich wollten.“

Oft gehen literarische Versuche ja schief: Oft bedeutet das handwerkliche Experiment Abzüge beim Lesevergnügen. Cusk aber schreibt kein Wort zu wenig und vor allem keines zu viel, kalt und dennoch einfühlsam ist jeder Satz, originell das ganze Buch, und so treffen wir all die Menschen, die ähnlich auf der Suche sind wie wir, die Leser; wir treffen Menschen, die eine Ehe beendet haben, weil sie gedacht hatten, die Ehe bedeute permanente Steigerung von irgendetwas, und wenn nichts mehr hinzuzufügen ist, sei es halt vorbei – und die danach spüren, dass ebendiese leichtfertig beendete Ehe die größte Leistung, das größte Glück ihres Lebens war. Ein Verlassener fasst das ganze verdammte Elend des Liebeskummer so zusammen: „Als du mich verlassen hast, hat mich die Vorstellung traurig gemacht, dass du deine Liebe einem anderen schenken wirst, wo du doch genauso gut mich hättest lieben können. Aber dir war nicht egal, wen du liebst.“ Ach was.

Voller Wahrheiten sind diese vielen kurzen Geschichten: „Nur Glückskindern und Pechvögeln, sagte er, wird ein sortenreines (im Original: „unmixed“ –Red.) Schicksal zuteil; alle anderen müssen sich entscheiden.“ Nicht anders als weinend mitleidend und zugleich fremdschämend lachend sind diese Geschichten zu lesen.

Auf das Leben der anderen will Rachel Cusk uns hinweisen. Wenn wir uns für das Leben der anderen interessieren, wenn wir ernsthaft wissen wollen, warum die anderen gestern wurden, wie sie heute sind, dann erst schaffen wir die Verbindungen, die wir brauchen, und begreifen ein wenig mehr über uns selbst.

# All you can eat

Das ganz große Buffet der Kulturwissenschaften: *Identität geht durch den Magen – Mythen der Esskultur* von Christine Ott.

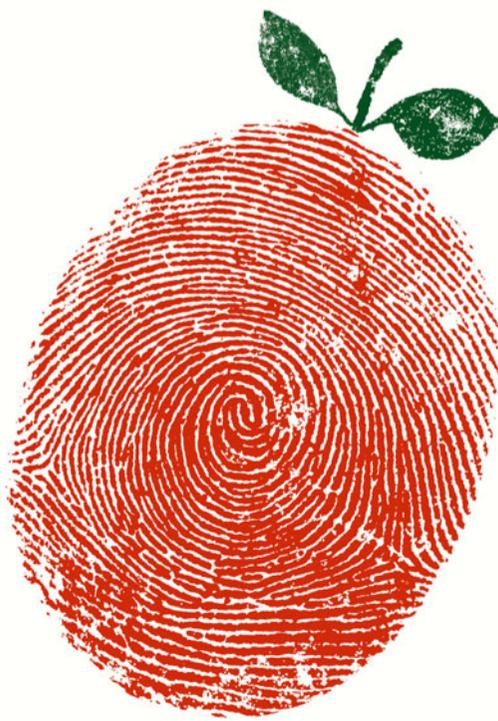
Von Ullrich Fichtner

ÜBER ESSEN UND TRINKEN zu reden wird von dem Augenblick an zur hochkomplexen Angelegenheit, in dem man die Begriffswelt deutscher Fernsehköche hinter sich lässt. Wer sich aufmacht, wirklich verstehen zu wollen, wie verschlungen die Wege unserer Ernährung sind, die Botschaften unserer Speisen, das prachtvolle Theater unserer Genüsse, der kommt mit „echt lecker“ und dergleichen nicht weit.

Das Niveau deutschen Redens über Essen und Trinken ist im Lauf der Jahre nicht wesentlich besser geworden, obwohl doch große Fortschritte in Sachen Esskultur und Genussbegabung allerorten behauptet werden. Die Lücke, die durch den Tod Wolfram Siebeks entstanden ist, der vor allem als „Zeit“-Kolumnist Großes für unsere Zivilisation geleistet hat, ist nicht geschlossen. Gute Texte über den Tisch in der Mitte unseres Lebens sind weiterhin rar, und häufig gehorchen sie den Mustern eines soziokulturellen Klassenkampfes: Man ist entweder dafür (für teuren



**Christine Ott:**  
*Identität geht durch den Magen – Mythen der Esskultur*. S. Fischer; 496  
Seiten; 26 Euro.



Rotwein, Rohmilchkäse, Rindfleisch, Trüffel) oder strikt dagegen (weil für Milch, Reis, Gemüse, Dinkel und Quinoa).

Zwischen diesen ideologischen Polen futtert die Gesellschaft bewusstlos weiter vor sich hin wie in guten, alten Zeiten: Es gibt Fleisch, Wurst, Kartoffeln, ein bisschen mehr Huhn und Pute, ein bisschen weniger Rind, viel Schwein. Und alles weiterhin reichlich, Fleisch gern täglich und ordentlich salzig. Vergebens suggeriert das mediale Dauerfeuer in Sachen Lifestyle, dass halb Deutschland mittlerweile auf dem Veggie-Trip ist und vorwiegend von Ingweraufgüssen und Sprossensalaten lebt. Die Wirklichkeit sieht völlig anders aus. Essgewohnheiten ändern sich eben sehr langsam.

Wenn nun eine Sache so viele Aspekte hat, dass niemand sie auf Anhieb alle erkennt und auseinandersortiert bekommt, dann schlägt die Stunde der Kultur- und Geisteswissenschaften, es ist beim Essen und der Esskultur nicht anders. Der französische Anthropologe Marcel Mauss hat den Begriff vom „sozialen Totalphänomen“ geprägt, und dieser ist auf unsere Art und Weise der Nahrungsaufnahme und die zugehörigen Spiele inzwischen häufig angewendet worden.

Totalphänomen, das meint eben jenes Geflecht aus Vorstellungen und Ideen, aus Lust und Ekel, aus Hunger und Völle, aus Einverleibung und Ausscheidung, die alle irgendwie mit unserem Essen zu tun haben, auch wenn wir daran keine Sekunde lang bewusst denken mögen. Das Geflecht ist trotzdem da, wie ein ewiger Senf zu unserem Leben, dessen Rezeptur allerdings ein Rätsel bleibt.

Die Lektüre von Christine Ott's gewaltiger Fleißarbeit mit dem Titel *Identität geht durch den Magen – Mythen der Esskultur* ändert daran nichts, und das ist angesichts des Themas nicht verwunderlich, das eben stets ins Ungefähre und Wägende

zielt. Wollte man mit Küchenmetaphern hantieren, um über dieses Buch zu reden, fiel einem die Cross-over-Küche ein, in der Mischungen erlaubt sind, die Puristen missfallen. Oder man versucht es so: Christine Ott richtet ein All-you-can-eat-Buffet der Kulturwissenschaften an, dass die Teller nur so überquellten. Es fehlt, zunächst, an nichts.

Berühmte und unbekannte Philosophen, aktuelle und uralte Forscher, neue und gestrige Schriftsteller stehen im Abspann. Es geht um Filme, um Plakate, um Romane, es werden Bögen hingemalt vom Mittelalter bis in unsere Tage, und durch die Seiten geistert einer der größten universitären Stammtische, den man je gesehen hat: Zu Wort kommen Pierre Bourdieu und Roland Barthes, Jacques Derrida und Michel Foucault, Michail Bachtin und Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud und Federico Fellini, Flaubert, Zola, Rousseau, Sartre, Kafka, Rabelais, Grimmelshausen, Proust, James Joyce, Italo Svevo, Giovanni Boccaccio, Norbert Elias; es fallen sogar die Namen des Topmodels Naomi Campbell und des Fußballers David Beckham, und am Ende wundert man sich nur, warum sich nicht auch ein einschlägiges Lukas-Podolski-Zitat hat finden lassen, um diesen ganzen Thesenwirbel irgendwie noch cooler aussehen zu lassen.

Folgendes ist passiert: Dieses Buch fühlt sich an wie eine Sammlung sehr diverser Aufsätze zu sehr diversen Themen, die mit großer Gewalt in eine Form gepresst wurden – nur wurde leider kein Kuchen daraus. Das ist für die Autorin so schädlich wie für den Leser, denn es gibt durchaus gute Kapitel, sehr gute sogar, die jeden Beifall eines Fachpublikums verdient haben. Die literaturwissenschaftlichen Passagen sind durchgehend von hoher Qualität, andere Textstrecken, etwa über die erstaunliche Karriere von Pizza und Pasta (nach Otts Darstellung wesentlich eine US-amerikanische Erfolgsgeschichte), sind äußerst lesenswert. Ott gelingt eine kompakte Geschichte der französischen Gastronomie und auch ein fundierter Abriss über die Nationalphilosophie der japanischen Küche. Die Frage bleibt nur: Wie mag das alles zusammenhängen?

Nichts hängt hier wirklich zusammen. Eben geht es noch um Essgewohnheiten in englischen Arbeitermilieus, dann schon um indische Speisetaabus. Auf Slow Food folgt Anorexie, auf Schneewittchen und sonstige Mutter-Tochter-Beziehungen folgen Hänsel und Gretel und eine Abhandlung über „die unterschwellige Assoziation von Frauen- und Tierfleisch“.

Es geht um die „Verschließung des Körpers in der Spätmoderne“, aber auch um „postmoderne Inszenierungen des offenen Körpers bei Ferrante und Grass“. Es geht, da spätestens muss man als Laie dann ein bisschen googeln, um „Humoralpathologen, die der Meinung waren, das übermäßige Milchtrinken habe das Volk der Skythen nicht nur gesundheitlich, sondern auch sittlich ruiniert“. Wie meinen?

Otts Buch ist akademischer Heavy Metal, und leider ein Beispiel dafür, warum der Graben zwischen Wissenschaft und Gesellschaft tief ist. Es geht in diesem Buch, teils sehr geschraubt, um eine Geschichte von fast allem, um den Erzählkünstler Bill Bryson zu zitieren – aber am Ende, mangels Konzentration, um nicht besonders viel. Wir erfahren auf mehr als 450 Seiten im Grunde nicht sehr viel mehr, als dass das Essen „an die tiefsten Schichten der individuellen Psyche rührt“. Wie es das macht, das Essen, warum es uns rührt, darüber hätte man gern ein paar neue, spannende Ideen gehört.

AUSSERDEM IM LITERATUR SPIEGEL:	<b>Julian Barnes über Fremdenhass</b> S.10
<b>Graham Swifts Roman Ein Hochzeitstag</b> S.4	KULTURPROGRAMM IM MAI S.14
<b>Neue Krimis</b> S.5	<b>Abgesang: Ein Gedicht von Lutz Seiler</b> S.19
BELLETRISTIK & SACHBÜCHER S.6	IMPRESSUM S.19

# Aus der Stille

Moyshe Kulbaks wiederentdeckter Roman *Montag*.

Von Volker Weidermann

**S** O WEICH UND KLUG und hübsch sieht dieses Buch uns an. Mädchenmund, die Haare nach hinten geworfen, es ist Moyshe Kulbak selbst, den wir da auf dem Titel sehen, der Autor dieses Buches, das im Untertitel die bescheidene Genrebezeichnung *ein kleiner Roman* trägt. Dieser kleine Roman heißt *Montag*, und er ist vor mehr als 90 Jahren zum ersten Mal im Original, in jiddischer Sprache, erschienen. Das Buch sieht aus wie von heute und aus uralter Zeit zugleich. Der Autor ein Zeitgenosse aus tiefer Vergangenheit. Moyshe Kulbak war ein Popstar der jiddischen Dichtung in seiner Zeit. Er kam 1896 in der Nähe von Vilnius im russischen Kaiserreich auf die Welt. Der Vater Waldarbeiter, die Mutter Bäuerin, die jiddische, hebräische und russische Literatur hat er sich im Selbststudium beigebracht. Er lehrte Hebräisch in einem Waisenhaus, er schrieb seine Gedichte und Gesänge zunächst auf Hebräisch und auf Jiddisch, entschied sich aber schon bald dafür, ein jiddischer Dichter zu sein. 1920 ging er nach Berlin, um dort zu studieren, doch sein Deutsch war zu schlecht, er gab das Studium auf und lernte fortan im Romanischen Café, wo er zum Beispiel Else Lasker-Schüler traf, die sein Schreiben stark beeinflusst hat. Aber Geld hatte er fast keins, er arbeitete als Souffleur für durchreisende jiddische Theatergruppen, sonst nicht viel, 1923 ging er zurück nach Vilnius, später nach Minsk. Er erlebte und er prägte die große



**Moyshe Kulbak mit Familie**  
Popstar der jiddischen Dichtung

schwinden lassen wird, wenn sie erst mal ganz und gar verwirklicht ist. Aber da ist noch diese Kleinigkeit, die ihm fehlt, beim Kommunismus in der Theorie und in der Praxis: die Freiheit. Sie ist für ihn das Größte. Er hat das bei Dante, bei Shakespeare, bei Puschkina gelernt. Ohne Freiheit ist alles nichts.

## Er sagte plötzlich sehr klar und voller Zorn: „Meine Herren, das will ich nicht ...“

Periode der jiddischen Literatur in der Sowjetunion in den Zwanzigerjahren, und er wurde eines der ersten Opfer, als es damit gründlich vorbei war. 1937 wurde er in Minsk nach einem Schauprozess erschossen. Der Vorwurf: Inhalt und Form seines Schreibens entsprechen nicht den Idealen der sozialistischen Literatur.

Und dieser Roman zum Beispiel, *Montag*, der lag wie in einer Zeitkapsel aufbewahrt über all die Jahre, und jetzt hat ihn die junge Jiddistin Sophie Lichtenstein ins Deutsche übersetzt, aus der Zeitkapsel befreit, und nun liegt er vor uns als neues Buch. In dieser schönen Sprache, klar und fremd zugleich, biblisch-bilderreich-altmodisch, mit den jiddisch-typischen Diminutiven, die Menschen haben „Zigaretten im Mundwinkel“, der Held lebt im „Dachkammerchen“, die „Sternchen“ am Himmel.

Eine kleine Welt, in der Großes geschieht, Minsk, 1917, Zeit der Revolution. Der Held des Buches, Mordkhe Markus, sitzt unterm Dach, liest im *Buch Hiob* und denkt nach. Eigentlich will er gar nichts denken. Er will frei sein von den Gedanken, frei überhaupt. Ganz und gar frei. Er liebt die armen Menschen, er liebt sie als Gruppe, „Armemenschen“ nennt er sie. Er ist ganz auf ihrer Seite, er ist selbst arm. Er weiß, dass die neue kommunistische Idee die ganze Armut ver-

Es ist ungeheuerlich, wie Moyshe Kulbak mit seinem leisen Weltverkleinerungston das persönliche Unglück des Helden und die grauenvollen Folgen der ganzen Revolution vorher sieht und beschreibt. Es ist so still die ganze Zeit. Und das Morgen beginnt. „Es ist nie so still in einer Stadt, wie zu dem Zeitpunkt, wenn in ihr eine Schlacht stattfindet.“ „In der Stille hörte man, wie das müde Licht rann, rann, über die kalten Leichen.“

Und auch sein eigenes Schicksal hat er, Moyshe Kulbak, in der Figur des Helden aus dem Dachstübchen in seinem Roman schon vorweggeschrieben. Er, Mordkhe Markus, wird gefangen genommen. Er bleibt sorglos. „Man befahl ihm, so in den Hof hinunterzugehen. Es sei etwas kalt, lächelte er, aber er ging.“ Man stellt ihn auf, an eine Wand aus kalten Ziegeln. „Er berührte sie, drehte sich um und verstand auf einmal, dass man ihn genau dort hingestellt hatte, um ihn zu erschließen, und er sagte plötzlich sehr klar und voller Zorn: ‚Meine Herren, das will ich nicht ...‘“

Einen *kleinen Roman* hat Moyshe Kulbak seinen Roman *Montag* genannt. Vielleicht stimmt es, vielleicht war er mal klein. Aber wie alle große Literatur ist er in den Jahren, die vergingen, gewachsen und gewachsen zu diesem großen Buch.



**Moyshe Kulbak:**  
**Montag. Ein kleiner Roman.**  
Aus dem Jiddischen von Sophie Lichtenstein. edition. fotoTAPETA; 120 S.; 12,80 Euro.